

Lexikon zur Gestalttheoretischen Psychotherapie

Ordnung: Grundsatz der natürlichen Ordnung (nach W. Metzger)

Es gibt - neben anderen - auch Arten des Verhaltens und des Geschehens, die frei sich selbst überlassen, einer ihnen selbst gemäßen und aus ihnen selbst entspringenden Ordnung fähig sind. Es gibt Gebilde - wie die Seifenblase, die hier als Merkbeispiel eingeführt sei -, die ihre Form und deren Erhaltung nicht (wie etwa eine Stein- oder Blechkugel) ihrer Starrheit verdanken, sondern einem Wechselspiel innerer Kräfte. Und so verliert auch sich selbst überlassenes Geschehen nicht unter allen Umständen seine Ordnung. Es gibt vielmehr Arten des Geschehens, die - und zwar nicht nur in Zufallshäufigkeit und -dauer - ihre Ordnung aus sich selbst heraus verwirklichen. Das heißt:

Geordnete Zustände und Verläufe können *erstens* unter Umständen von selbst - ohne das äußere Eingreifen eines ordnenden Geistes - entstehen.

Sie können sich *zweitens* unter denselben Umständen auch ohne den Zwang starrer Vorrichtungen auf die Dauer erhalten.

Sie können - ja müssen, sofern sie nicht auf Zwangsvorrichtungen beruhen - sich *drittens* unter veränderten Umständen sinngemäß ändern, und zwar ohne besondere Umschaltungen oder umsteuernde geistige Eingriffe.

Viertens können - wegen des Mangels an starren und daher auch schützenden Vorrichtungen - solche Ordnungen zwar leichter gestört werden, aber sie können - und das begründet ihre ungeheure Überlegenheit über jede Zwangsordnung -, wenn die Störung beseitigt ist, grundsätzlich, d. h. innerhalb gewisser Grenzen, ohne weiteres sich selbst wiederherstellen, was in der Biologie als Fähigkeit zur Homöostase und zur Regulation, im Alltag als »Heilung« bezeichnet wird.

Wie Wolfgang Köhler gezeigt hat, sind es dieselben Kräfte und Bedingungen, denen sie ihre Entstehung, ihre Erhaltung, ihre Anpassung an veränderte Umstände und ihre Wiederherstellung verdanken (Köhler 1920).

Mit einem Wort: Es gibt - neben den Tatbeständen der von außen geführten Ordnung, die niemand leugnet - auch natürliche, innere, sachliche Ordnungen, also Ordnungen, die nicht erzwungen sind, sondern sich »in Freiheit« ausbilden. Für diese Ordnungen lassen sich ebenso gut Gesetze aussprechen und sichern, wie für irgendeine Zwangsordnung.

Das heißt: Gesetz und Zwang sind nicht dasselbe; Gesetz und Freiheit schließen sich nicht aus. Es kann an Gebilden oder Zuständen und an Vorgängen grundsätzlich ebenso wohl erzwungene Unordnung wie auch nach Gesetzen sich ordnen-

des freies Geschehen geben.

Wolfgang Metzger (1899-1979)

(Das Stichwort ist einer Textpassage in Metzger 1976 (Seite 662f.) entnommen.

Literatur:

Köhler, Wolfgang (1920): *Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand. Eine naturphilosophische Untersuchung.* Braunschweig: Vieweg.

Metzger, Wolfgang (1976): Gestalttheorie im Exil. In: H. Balmer (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. I Die Europäische Tradition.* Zürich u. a.: Kindler, 659-683.

Variabilität und Konstanz, anschauliche (nach E. Rausch)

Gemeint ist Variabilität und Konstanz im rein phänomenologischen Sinn, also in analoger Weise, wie etwa von phänomenaler Kausalität oder Identität gesprochen wird. Es handelt sich also nicht um die Variabilität und Konstanz von Phänomenen, sondern um die Phänomene Variabilität und Konstanz selbst [Rausch 1949, 70].

Beispiele: Angenommen, es besitze jemand eine Wohnung mit sehr niedrigen Räumen und habe die Absicht, einen Schrank zu kaufen, der hineinpasst; dann wird es sich darum handeln, einen solchen zu erwerben, der nicht *zu hoch* ist (Zimmer = anschauliche Konstante, Schrank = anschauliche Variable). Besitzt man umgekehrt einen sehr hohen Schrank und sucht eine Wohnung, so wird an diese die Forderung zu stellen sein, dass ihre

Das Lexikon zur Gestalttheoretischen Psychotherapie führt in loser Folge die Stichworte zur Gestalttheoretischen Psychotherapie fort, die in früheren Ausgaben der ÖAGP-Informationen zu einer Reihe von Kernbegriffen der Gestalttheorie und Gestalttheoretischen Psychotherapie veröffentlicht wurden. Diese früher veröffentlichten Stichworte sind im Internet zugänglich unter <http://oeagp.at> unter Psychotherapie/Lexikon der GTP

Räume nicht zu niedrig oder hoch genug sind (Schrank = anschauliche Konstante, Zimmer = anschauliche Variable) [70-72].

Als Glieder des VK-Verhältnisses kommen noch andere Möglichkeiten in Betracht, etwa wenn der Schrank in *ästhetischer* Hinsicht als zu hoch oder als übermäßig breit erscheint. Auch hier liegt eine zweigliedrige *Relation* vor, nur nicht wie im erwähnten Beispiel eine Relation zwischen *zwei* dinglichen Gegenständen (Schrank und Zimmer) in Bezug auf *eine* Dimension (Höhe), sondern eine Relation zwischen *zwei* Dimensionen (Höhe und Breite) *eines* dinglichen Gegenstandes (Schrank). Im einen Fall (Schrank ist zu hoch) ist die Breitendimension als anschauliche Konstante angesprochen, die Höhe als anschauliche Variable. Im zweiten Fall (Schrank ist zu breit) ist es umgekehrt [82f].

Sagt man, der Schrank sei „zu hoch“ und meint das im ästhetischen Sinn, so ist es eine Abkürzung für ausführlichere Wendungen, wie „zu hoch bei dieser Breite“ oder „zu hoch im Verhältnis zur Breite“. Diese ausführlicheren Wendungen zeigen ausdrücklich, was in dem bloßen „zu hoch“ nur *implizit* liegt, dass es sich um eine anschauliche (zweigliedrige) *Relation* handelt. Das in der abgekürzten Wendung („zu hoch“) sprachlich unterdrückte Glied der Relation (die Breite) ist also das konstante, das akzeptierte, an dem nichts ausgesetzt wird; das sprachlich ausdrücklich gesetzte Glied (die Höhe) ist das variable. Die sprachliche Unterdrückung

des konstanten Hinterglieders einer Relation findet sich übrigens auch in den Beispielfällen, wo es sich um eine Relation von zwei relativ selbständigen Gebilden (Schrank und Zimmer) handelt. Man kann dann etwa sagen, dass der zu kaufende Schrank zu hoch sei, ohne dazuzusetzen: für unsere Wohnung [87]

Die verkappte Relation in „zu hoch“ usw. wird wenigstens durch das „zu“ noch angedeutet. Es wird aber auch das „zu“ häufig noch weglassen. Damit ist dann der Übergang von der Relation zur Eigenschaft vollzogen [87f].

Für den VK-Dualismus besteht eine Analogie zum Figur-Grund-Verhältnis: Die Figur wird im Allgemeinen als Hauptsache imponieren, ist jedoch nur möglich auf einem Grund, der prior und vorgegeben erscheint, als anschaulich konstanter Träger der anschaulich wechselnden figuralen Gebilde auftritt. Die Figur ist das vergleichsweise variable, der Grund das vergleichsweise konstante Moment. Bei der Figur wird eher Veränderung, speziell Bewegung, erwartet (bekanntlich auch tatsächlich eher wahrgenommen) als beim Grund [108].

Anschauliche Variabilität und Konstanz ist schon in einfachen Wahrnehmungsvorgängen gegeben, erscheint als eine ursprüngliche Tendenz und ein elementares Moment der Anschauung. Die Stichwörter Struktur, Zentrierung, Gewichtsverteilung, Rangordnung, Figur-Grund, Bezugssystem, Aufmerksamkeit, Thematik, Abstraktion, Bewusstseinsgrade, Bewusstseins-

umfang bezeichnen Probleme, auf welche dieses Kategorienpaar Anwendung finden kann [113].

Die Konstante kann unter Umständen einmal ihren Konstantencharakter verlieren und selbst zum Variablenwert werden, mit zuweilen sehr ausgeprägter Dynamik. Es kann auch ein Variablenwert zur neuen Konstanten werden. Mein Zimmer, meine Wohnung, zunächst unbestritten Konstante gegenüber Schränken, kann unter Umständen einmal „wackelig“ werden in der Konstantenrolle; etwa wenn sich die Gelegenheit ergibt, einen Schrank zu erwerben, der für das Zimmer zu hoch ist, andererseits aber so wertvoll, dass er geeignet ist, die Rolle der Konstanten zu übernehmen. Dann kann das Zimmer, die Wohnung, in die Rolle der Variablen gedrängt werden, ich kann zugunsten des Schranks an einen Wechsel der Wohnung denken [81f]. Als allgemeine Feststellung ergibt sich, dass die Konstanten nicht absolut sind; auch sie sind grundsätzlich dem Wandel psychischen Geschehens unterworfen [82].

Edwin Rausch (1906-1994)

(Das Stichwort wurde nach Zitaten aus Rausch 1949 von *Gerhard Stemberger* zusammengestellt, wobei eine geringfügige Redigierung erfolgte, um einen ungestörten Lesefluss zu ermöglichen. Für Zitierungen wird empfohlen, die angegebene Originalquelle heranzuziehen.)

Literatur:

Rausch, Edwin (1949): Variabilität und Konstanz als phänomenologische Kategorien, *Psychologische Forschung* 23, 69-114.

der kontrapunkt zur digitalen bilderflut

